

Christian Fleck*

Probleme beim Schreiben einer Kollektivbiografie deutschsprachiger Soziologen

Die Geschichte der Soziologie wird höchst unsoziologisch geschrieben. Man findet vor allem Darstellungen der Großen Denker und manchmal Schilderungen der Entwicklung von Institutionen, aber nie eine soziologisch informierte Analyse der Soziologen selbst. Eine Kollektivbiografie könnte diese Defizite ausgleichen, steht aber vor höchst diffizilen Problemen. Einige sollen im folgenden diskutiert werden. Dabei wird es weniger darum gehen, Ergebnisse einer solchen Analyse zu berichten, sondern die zugrunde liegenden Probleme zu benennen. Das vergangene Jahrhundert war nicht nur jenes, in welchem die neue wissenschaftliche Disziplin Soziologie ihre soziale und kognitive Ausformung erfuhr, sondern es war auch jene Periode, in der der deutschsprachigen Soziologie durch die Vertreibung vieler ihrer Mitglieder nachhaltig Schaden zugefügt wurde. Das wird heute kaum noch von jemandem in Zweifel gezogen, obwohl es an relativierenden Stellungnahmen nicht fehlt, beispielsweise solchen, die zu argumentieren versuchen, dass die empirische Sozialforschung während der NS-Zeit eine frühe Blüte erfahren habe. Trotz eines weitgehenden Konsenses über die katastrophalen Folgen der erzwungenen Migration während der 1930er Jahre ist der Kenntnisstand sowohl über die Exilanten wie über die Daheimgebliebenen aber fragmentarisch.

Was sind die Gesichtspunkte, die bei einer Kollektivbiografie zu beachten sind?

Erstens müssten die unterschiedlichen sozio-kulturellen Kontexte berücksichtigt werden, in denen sich die Soziologie herausbildete. Die deutschsprachigen Soziologen rekrutierten sich aus zumindest drei Teilpopulationen: Neben den Deutschen und den Österreichern sollten die Deutschsprachigen in der Tschechoslowakei nicht ignoriert werden. Die beiden Wissenschaftssysteme wiesen trotz allen Austausches und der wechselseitigen

Durchdringung, die es in der Zwischenkriegszeit gegeben hat, institutionelle Eigenheiten auf, die durch die Bezugnahme auf *die* deutschsprachige Soziologie eingeebnet werden. Aber Unterschiede und Besonderheiten gab es nicht bloß auf der Ebene der Wissenschaftssysteme, sondern wohl ebenso sehr in Bezug auf andere relevante Dimensionen. Erwähnt seien hier nur die räumliche Konzentration von Intellektuellen in Wien verglichen mit der größeren Zahl von Universitätsstädten in Deutschland, die Unterschiede zwischen einer dominanten katholischen Kultur in Österreich und der Hegemonie des Protestantismus in weiten Teilen Deutschlands sowie die Unterschiede zwischen den Lebenswelten der Juden in Wien im Vergleich zu den jüdischen Gemeinden der Weimarer Republik. Folgenreiche Besonderheiten wird man auch bei den Auswirkungen feststellen können, die die unterschiedlichen Spektren der politischen Parteien auf Intellektuelle hatten. Letztlich sollte man divergente Schwerpunktsetzungen in den philosophischen Orientierungen zwischen, grob gesagt, dem spätaufklärerischen Milieu Wiens und den stärker dem Deutschen Idealismus verbundenen Geistes- und Sozialwissenschaftlern der Weimarer Republik nicht übersehen.

Analoges gilt auch für die Ausleuchtung des sozio-kulturelle Kontextes, in den die Emigranten gerieten. Die Standortgebundenheit führt bei US-amerikanischen wie deutschsprachigen Autoren zu komplementären Verzerrungen: Amerikaner neigen dazu, in allen geflüchteten Wissenschaftlern Repräsentanten von Weimar Culture zu sehen, sie verleihen ihnen Titel, die sie in Deutschland nicht erworben hatten, und erklären eigenwillige Verhaltensweisen ihrer Helden beispielsweise unter Hinweis auf die deutsche Tradition des Umgangs von Lehrern mit ihren Studenten.¹ Deutschsprachige Autoren schildern die Karrieren ihrer Helden im Positiven und Negativen sehr oft ohne Rücksicht auf lokal Gebräuchliches – beispielsweise werden die in den USA weithin üblichen Einjahresverträge oder der Umfang der Lehrverpflichtung als besondere Schikanen gegen Exilanten geschildert, oder es wird die Beschäftigung eines geflüchteten Deutschen an einem gewöhnlichen College in Worten geschildert, die den Eindruck hervorrufen müssen, es handelte sich um die Berufung an eine Eliteuniversität.

Zweitens drängt sich ein Vergleich zwischen jenen, die in die Emigration gingen oder dazu gezwungen wurden, und denen, die daheim blieben, geradezu auf. Die Ignorierung der „homeguards“ (E. C. Hughes)² im Rahmen der Emigrationsforschung verkürzt das Bild ohne Not, auch wenn sie moralisch durchaus verständlich ist. Gerade wenn man die Analyse der Emigrationsverläufe von Wissenschaftlern untersuchen will und sich dabei darauf verständigt, dass als emigrierte Wissenschaftler nur diejenigen gelten sollen, die zumindest einen wesentlichen Teil ihrer Ausbildung im Herkunftsland

absolviert haben – da nur dann von emigrierenden *Wissenschaftler* geredet werden kann –, sollte man ihre Kollegen und jene, die während der Nazi-Zeit in ihre Stellen nachrückten oder diese sich im Wege der akademischen Arisierung angeeignet haben, nicht aus dem Bild nehmen. Für die Daheimgebliebenen eröffneten sich durch die Vertreibung von jüdischen und anderen Wissenschaftler Aufstiegswege, aber jene wenigen, die durch die Nazi-Diktatur moralisch nicht korumpiert wurden, verloren durch die Exilierung möglicherweise auch Anregungspotentiale. Hinzu kommt, dass die Daheimgebliebenen die rasante Entwicklung, die gerade die empirischen Sozialwissenschaften in den USA in diesen Jahren nahmen, nicht rezipieren konnten. René Königs Werdegang, der 1937 nach Zürich emigrierte, kann dafür exemplarisch angeführt werden: Obwohl in der neutralen Schweiz lebend, hatte er keinen ausreichenden Zugang zu den Veröffentlichungen, die in diesen Jahren in Amerika erschienen.³

Drittens muss man bei der Festlegung von Disziplinargrenzen zeitgenössische Einteilungen und Abgrenzungen stärker berücksichtigen als gegenwärtige. Das wirft für unterschiedliche sozialwissenschaftliche Disziplinen jeweils andere Probleme auf, weil deren Institutionalisierung ungleichzeitig voranschritt. Lokale Besonderheiten sind hier ebenso zu berücksichtigen wie nationalstaatliche Differenzen. So ist es wahrscheinlich relativ unproblematisch, Mitte der 1930er Jahre Psychologen als Mitglieder einer von anderen Disziplinen abgegrenzten Diskursgemeinschaft zu sehen, aber im Einzelfall fehlen dafür einfach anwendbare Kriterien. Gerade in jenen sozialwissenschaftlichen Disziplinen, die erst in den Jahrzehnten ihre Gestalt gewannen, in denen die durch die Nazis erzwungene Migration stattfand, lassen sich disziplinäre Zuordnungen Einzelner nicht in dem Maße vornehmen, wie das wünschenswert wäre. Manche spätere Soziologen wurden dazu erst nach ihrer Emigration, Paul Lazarsfeld ist wohl das bekannteste Beispiel dafür.

Viertens sollten zeitgenössische Hinweise über das Ausmaß an Diskriminierung, das Juden schon vor dem Machtantritt der Nazis erfuhren, ernst genommen werden. Nach dem Anschluss berichtete ein Mitarbeiter der Carnegie Friedensstiftung über die in Wien Entlassenen:

The main point is that the strong anti-semitic tendencies which have prevailed at the Austrian universities at least since the war have had the effect that comparatively few 'non-aryans' have held full time academic positions. There are in consequence very few full professors, and still fewer if only those under say fifty years of age are counted, which on account of their creed or race have been deprived of their positions. On the other hand there are a great many man of very

standing as scholars who either have been only ‚Privatdozenten‘ at a University and earned their living in some other profession, or who have never had any academic position. There are in particular a considerable number of practicing lawyers, who under different circumstances would have been in academic life, but who under the conditions as they are, devote all their spare time to some scientific subject and whose knowledge in these subjects is now the only qualification they possess for finding a job elsewhere. . . . My point here which I should like to urge strongly, is that in the Austrian case the bodies which are willing to help academic people should not confine their assistance to people who actually held an academic position . . .⁴

Eine Beschränkung der Analyse auf die höheren Statuspositionen der Universitätsprofessoren und Dozenten würde daher den ohnehin schon Diskriminierten weiteres Unrecht zufügen.

Fünftens muss man die Begriffe Flucht, Vertreibung, Exil, Emigration mit Bedacht wählen. Oft kann nur nach eingehender Untersuchung des Einzelfalls geklärt werden, welchen Anteil push- und pull-Faktoren bei der tatsächlich erfolgten Migration spielten. Die in der überwiegenden Mehrzahl der Studien zur Wissenschaftsemigration benutzten Kriterien – jeder, der nach dem 30. Januar 1933 Deutschland und nach dem 12. März 1938 Österreich verließ bzw. verlassen musste, zählt als Flüchtling vor den Nazis – werden meist nicht strikt eingehalten und unterschoben den historischen Akteuren ungeprüft Motive, ja einen politischen Weitblick, den damals niemand besitzen konnte. Aus dem Drang heraus, nur ja keinen Fall zu übersehen, welcher sich, wie es scheint, gelegentlich mit dem Wunsch paart, die Zahl der Emigranten wie bei einer Auktion in die Höhe zu treiben, werden dann Personen als Emigranten geführt, die tatsächlich den überwiegenden Teil der fraglichen Zeit im Dritten Reich verbringen mussten, oder es wird Personen, die lang vor der Machtübergabe an die Nazis Deutschland verließen, ein Wissen um künftige Entwicklungen zugeschrieben, das sie vermutlich nicht hatten. In vielen dieser Fälle war die erst bevorstehende Machtübergabe an die Nazis jedenfalls nicht der Grund, warum jemand „vorzeitig“ ins Ausland ging.

Käthe Leichter, die nach den Februarkämpfen 1934 kurzzeitig in die Schweiz flüchtete, aber bald wieder nach Wien zurückkehrte, wurde vordergründig deswegen in das Emigrationshandbuch (Röder & Strauss 1980–83) aufgenommen, obwohl sie nach dem Anschluss mit der Flucht zu lange zögerte, von der Gestapo verhaftet und später ermordet wurde. Sie ist ein geradezu paradigmatischer Fall jemandes, der nicht emigrierte und deswegen zu Tode kam. So berechtigt es sein mag, Joseph Schumpeter, der 1932 eine Pro-

fessur in Harvard annahm, zu den Emigranten zu rechnen, weil – so das Argument – er sich mit den Nazis doch überworfen und versucht hätte, das Land zu verlassen, fügt man damit anderen nicht-jüdischen Wissenschaftlern, die gerne emigriert wären, aber denen die materiellen oder auch mentalen Mittel dafür fehlten, Unrecht zu. Auf Kategorien wie (politisches) *Exil*, Verfolgung und Opfer sollte daher weitgehend verzichtet werden und der Prozess der Vertreibung zuerst einmal als Teil einer Migrationsbewegung aufgefasst werden, bei der die Frage der Motive ausgeklammert bleibt. Von Migration zu sprechen bedeutet ja nicht, deren Ursachenlosigkeit zu behaupten oder sie als strikt freiwillige zu deuten. Jene, die sich entschieden, nicht auszuwandern, und jene, die gerne geflüchtet wären, deren Flucht aber unterbunden wurde, fallen offensichtlich nicht in dieselbe Kategorie, während jene, die das Land verließen, jedenfalls in einer Hinsicht Gleiches durchmachten, was selbst dann stimmt, wenn man in Rechnung stellt, dass die einen das zur ebenen Erd‘ und die anderen im ersten Stock erlebten.

Sechstens sollte man systematisch dem Vergleich einen prominenten Platz einräumen. Das betrifft neben den schon genannten institutionellen Bedingungen der beiden deutschsprachigen Länder vor allem die Gelegenheitsstrukturen, die Emigranten in den Aufnahmeländern vorfanden und mit denen Einzelne sehr unterschiedlich zu Rande kamen. Eine Analyse einer größeren Gruppe ermöglicht es, den Blick nicht nur auf die „notable émigrés“ zu richten, sondern auch den „kleinen Leuten“ der akademischen Welt Beachtung zu schenken. Daher ist es sinnvoll, von idiosynkratischen Einzelbewertungen des akademischen Erfolgs zu systematischen Beurteilungen von Karriereverläufen und der dabei erworbenen Anerkennung durch Kollegen überzugehen.

Siebtens sollte man dem nahe liegenden Impuls widerstehen, die zu Untersuchenden in eine imaginäre Gemeinschaft zu zwingen und sie als ‚unsere‘ zu vereinnahmen. Die Perspektive auf ‚unsere‘ Emigranten kann in verschiedener Form auftreten – sie können als der bessere Teil der eigenen Nationalkultur, Disziplin oder politischen Überzeugung angesehen werden. Sich selbst gleichsam an ihre Seite zu stellen ist ein nur zu verständlicher Affekt, gerade bei jenen, denen die Beschäftigung mit dem Thema auch ein politisches Anliegen ist. Diesem Gefühl unkontrolliert zu folgen bedeutet aber nicht nur, sich selbst moralisch zu erhöhen und auf der richtigen Seite zu stehen zu kommen, sondern konstruiert eine Kontinuität und Zusammengehörigkeit, bei der jene, deren Nähe man sucht, nicht vorher um ihr Einverständnis gefragt wurden.

Achtens wirft die Quellenkritik im Fall der Erforschung der Wissenschaftsemigration besondere Probleme auf. Die Materialien, auf die sich wissen-

schaftsgeschichtliche Analysen üblicherweise stützen, sind in diesem Fall selten von der wünschenswerten Reichhaltigkeit, weshalb auf Memoiren, Oral-History-Interviews und andere retrospektive Selbstauskünfte zurückgegriffen wird, wenn man sich nicht überhaupt mit dem wenigen, was man finden kann, begnügen muss. Autobiographische Dokumente sind besonders anfällig für nachträgliche Akzentverschiebung, Begradigung und Beschönigung. Autobiographen, sowohl solche, die sich schreibend an Leser wie jene, die sich sprechend an Hörer wenden, neigen verständlicherweise dazu, sich in einem – ihnen und dem Publikum – einigermaßen akzeptablen Licht erscheinen zu lassen. Dabei wissen sie, dass sie bestimmte Kenntnisse ihrer Leser oder Hörer in Rechnung zu stellen haben, die ihrer gestalterischen Freiheit Grenzen setzen. Wanderer zwischen Kulturen müssen sich entscheiden, ob sie sich an das eine oder das andere Publikum wenden. Die Wahl der Zuhörerschaft bestimmt dann auch, was man als bekannt voraussetzen kann und wie weit der Detaillierungszwang der Erzählung zum Ausholen nötigt. Zugleich lädt diese Konstellation aber dazu ein, dem Publikum das jeweils Fremde in einer Form zu präsentieren, wo die eigenen Erfolge das von Nestroy beschriebene Schicksal des Fortschritts teilen und größer erscheinen, als sie wirklich waren. Dem heimgekehrten Emigranten wird es beispielsweise bei aller Aufrichtigkeit, der er sich verpflichtet fühlt, leichter fallen, die Hürden, die er in der Fremde nahm, erzählerisch so zu gestalten, dass er, der sie überwand, als souverän erscheint: Die autonomen Handlungsanteile werden vergrößert und die heteronomen heruntergespielt.

Ein Beispiel möge, was hier angedeutet wurde, verdeutlichen. Der Wiener Neuzeithistoriker Friedrich Engel-Jánosi publizierte nach seiner sehr spät erfolgten Remigration 1974 seine Autobiographie unter dem programmatischen Titel . . . *aber ein stolzer Bettler*. Darin schildert er dem heimischen Publikum die Umstände, die ihn ins Exil zwangen, und die Schwierigkeiten, die er meisterte, durchaus selbstkritisch. Die Episode, die dem Buch den Titel gab, ereignete sich während der Fahrt von Wien nach Zürich Anfang April 1939:

Als der Zug vor Tagesanbruch die Schweizer Grenze passierte, sagte ich vor mich hin: „So, und jetzt bin ich ein Bettler.“ Aus dem noch dunklen Coupé antwortete eine mir unbekannte Stimme: „. . . aber ein stolzer Bettler.“ (1974, 169)

Eben dieser Stolz eines Nachfahren nobilitierter jüdischer Fabrikanten erlaubte es Engel-Jánosi zwar noch zu erzählen, dass es „eine Anzahl von Bittgänge zu der katholischen Hilfsorganisation kostete, bis ich das Geld erhielt, um die Fracht für unser Gepäck von New York bis Baltimore bezahlen

zu können“ (180), doch darüber, wie er zu der Stelle an der dortigen Johns Hopkins University gekommen war, schweigt er sich aus. „Zehn Tage, nachdem wir in New York gelandet waren, hatte ich die erste Vorlesung . . . Ich hatte Glück; sie war ein Erfolg.“ (181) Aus den Akten des E. C. kann man den in der Autobiographie ausgelassenen Teil nachtragen: Danach bemühte sich Engel-Jánosi seit dem Frühjahr 1938 zuerst noch aus Wien und dann aus England intensiv, irgendwo eine Stelle zu erhalten, was erst von Erfolg gekrönt war, als er dem E. C. mitteilen konnte, dass ein Graf Oswald Seilern-Aspang bereit sei, \$ 2.400 für sein Gehalt zur Verfügung zu stellen. Dank dieses Geschenks konnten die Historiker der Johns Hopkins University, die Engel-Jánosi helfen wollten, ihre Universitätsleitung veranlassen, eine Einladung an ihn auszusprechen.⁵ Nun ist es weder so, dass Engel-Jánosi der größte Flunkerer unter den Emigranten-Autobiographen ist, noch kommt es darauf an, ihn ob dieser Auslassung anzuklagen – ihm hatte sich vielleicht tatsächlich die erfolgreich absolvierte erste Vorlesung stärker ins Gedächtnis eingeschrieben als die erniedrigenden Umstände, die ihn erst in die Lage versetzt hatten, dazu Gelegenheit zu haben. In seinem Fall könnte man mit gutem Recht sogar darauf hinweisen, dass er einer jener Österreicher war, der sich in den USA sehr rasch beruflich zurecht fand. – All das mag bedacht werden, doch hier kommt es nur darauf an, exemplarisch zu unterstreichen, dass Selbstauskünfte der Emigranten viele der interessanten Fragen nicht zu beantworten helfen. Die systematische Berücksichtigung weniger stark re-interpretierter Quellen ist daher unerlässlich.

Eine soziologische Analyse des Personals der im Entstehen begriffenen Soziologie wird bei der Berücksichtigung dieser Forderungen auf allerhand praktische Probleme stoßen. Diese sollten einen aber nicht davon abhalten, den Kontext zu bedenken, mit Motivzuschreibungen vorsichtig umzugehen, sich der Quellenkritik zu bemühen und wo immer möglich vergleichend vorzugehen.

Für einen möglichst systematischen Vergleich von Emigranten mit Daheimgebliebenen eignet sich Karl Mannheims Begriff unterschiedlicher Generationseinheiten besonders gut. Er unterschied in seinem erstmals 1928 erschienenen Aufsatz „Das Problem der Generationen“ zwischen Generationen, Generationslagen und Generationseinheiten. Aus dem Umstand „verwandter Lagerung im sozialen Raum“ folgerte Mannheim, dass es im Normalfall so etwas gebe, wie eine „spezifische Art des Erlebens und Denkens“ (Mannheim 1964, 527 f.) Allerdings könne man häufig aus dem bloßen Umstand identer Generationslagerung nicht auf einen Generationszusammenhang schließen. Mannheim erläutert diese Differenzierung durch Hinweis auf den analogen Unterschied zwischen Klassenlage und „einer

sich selbst konstituierenden Klasse“ (1964, 542), also der Marx'schen Differenz zwischen Klasse für sich und Klasse an sich. Dieser resultiert erst aus der Teilhabe an einem gemeinsamen Schicksal. Innerhalb eines durch politische und historische Gegebenheiten konstituierten Generationszusammenhangs treten gelegentlich gegenläufige Generationseinheiten auf, die sich dadurch auszeichnen, dass sie dasselbe historisch-politische Makroereignis unterschiedlich verarbeiten.

Dieselbe Jugend, die an derselben historisch-aktuellen Problematik orientiert ist, lebt in einem „Generationszusammenhang“, diejenigen Gruppen, die innerhalb desselben Generationszusammenhangs in jeweils verschiedener Weise diese Erlebnisse verarbeiten, bilden jeweils verschiedene „Generationseinheiten“ im Rahmen desselben Generationszusammenhangs. (Mannheim 1964, 544)

Methodisch weicht das kollektivbiografische Vorgehen indes stark von Mannheims Spuren ab. Worin liegt der Unterschied? Mannheims Analyse beispielsweise des deutschen Konservatismus beruht im Wesentlichen in einer Relationierung ideologischer Bekundungen auf die soziale Lagerung ihrer Verfasser. Ausgangspunkt ist bei ihm ein Korpus von Schriften, und die wissenssoziologische Analyse führt deren interne Figuren auf soziale Konstellationen zurück. Eine Kollektivbiografie unternimmt hingegen den Versuch, Gemeinsamkeiten einer Gruppe von Personen – im vorliegenden Fall Soziologen – herausfinden zu wollen, um deren Homogenität oder Heterogenität hinsichtlich bestimmter Merkmale und biografischer Verläufe zu untersuchen. Der erste, der das systematisch gemacht hat, war Robert K. Merton (Merton 1938), der die Mitglieder der Londoner Royal Society als prototypische Vertreter früherer Wissenschaftler studierte. In ähnlicher Weise hatte das noch vor ihm Edgar Zilsel (Zilsel 1926) getan, als er die Herausbildung der sozialen Amalgamierung von Handwerker-Künstlern mit scholastischen Schriftgelehrten in der italienischen Renaissance studiert hatte, auch wenn seine Methode weniger nachprüfbar präsentiert wird als jene des Dissertanten in Harvard. Der Unterschied zur Vorgangsweise Mannheims liegt klar zutage. Geht jener vom als bemerkenswert überlieferten (oder identifizierten) Werk zurück zu den sozialen Ursprüngen, aus denen heraus es entstanden ist, verfahren diese umgekehrt und analysierten eine historisch bekannte größere Gruppe von Personen, die etwas bestimmtes einte, und untersuchten diese auf gemeinsame soziale Merkmale hin.⁶ Allerdings waren sowohl bei Merton wie bei Zilsel die Personen, die sie analysierten, zu Mitgliedern der Gruppen geworden, weil sie bestimmte Leistungen erbracht hatte, die zu ihrer Aufnahme in die Royal Society oder in historische Verzeichnisse führten. Eine Kollektivbiografie einer erst im Entstehen befindli-

chen Disziplin unterscheidet sich von dem Vorgehen Mertons und Zilsels insofern, als in diesem Fall auch Personen in die Analyse einbezogen werden sollen, die zu keinem Zeitpunkt ihres Lebens so berühmt wurden, dass sie in einem Verzeichnis der Royal Society, in Giorgio Vasaris *Le vite de' più eccellenti architetti, pittori, et scultori italiani* oder anderen biografischen Nachschlagewerken Aufnahme gefunden haben.

Von der Mannheim'schen wissenssoziologischen und der traditionellen wissenschaftssoziologischen Vorgangsweise unterscheidet sich die hier präferierte darin, dass in ihr zuerst einmal festgestellt werden muss, wer zur Gruppe der deutschsprachigen Soziologen gehörte. Es soll also versucht werden, den primären Filter, der jene aussortiert, an die sich das kollektive Gedächtnis einer Disziplin nicht mehr erinnern kann, auszuschalten und zur historisch tatsächlich gegebenen Population der Mitglieder einer „Disziplin im Werden“ zurückzugehen, um auch diesen ersten Selektionsvorgang analysierbar zu machen. Insofern ist eine solche Kollektivbiografie antielitär zu nennen, weil alle anderen, mir bekannten Studien historisch definierte Eliten zum Untersuchungsgegenstand haben, wobei das Kriterium der Inklusion in diese Elite nicht ein sozialstrukturelles, sondern ein normatives ist. Ein sozialstrukturelles Kriterium der Identifizierung einer Elite würde beispielsweise alle Bürger der sozialen Einheit X zum Ausgangspunkt nehmen, während eine normative Elitendefinition bereits auf der vorgängigen Auswahl aus dieser sozialstrukturellen Grundgesamtheit beruht, also – um beim Beispiel zu bleiben – nur jene Bürger näher betrachtet, die in einem freiwilligen Verband aktiv waren.

Neben der möglichst inklusiven Definition der Population muss zweitens bedacht werden, dass hier zwei nationalstaatlich identifizierbare Wissenschaftskulturen miteinander verglichen werden sollen: Deutsche akademische Verhältnisse unterschieden sich von österreichischen stärker als gemeinhin in Rechnung gestellt. Im Rahmen einer soziologischen Studie ist institutionellen Unterschieden mehr Gewicht zuzumessen als geistigen. Einen ersten Hinweis darauf, wie groß die Differenzen waren, geben die Daten in Tabelle 1 (S. 251), die sich wo nicht ausdrücklich anders notiert, auf die Verhältnisse der 1930er Jahre beziehen. Während die Zahl der Universitäten und Studenten recht nahe beim Basiswert der Bevölkerung liegt, es hier wie da also eine ungefähr ähnliche Dichte an Universitäten und an Studenten gab, weichen alle anderen Verhältniszahlen davon doch recht deutlich ab. In Österreich gab es eine deutlich größere Zahl von Universitätslehrern, und die Entlassungsrate war in Österreich 1938 leicht höher als in Deutschland 1933, was merkwürdig mit dem Umstand kontrastiert, dass der Vorgang, der in Deutschland mehrere Jahre dauerte, in Österreich in kürzerer Zeit abge-

wickelt wurde.⁷ Bemerkenswert sind die Differenzen in den letzten beiden Zeilen, wobei man hier erwähnen kann, dass an der Auswahl der diesen Verteilungen zugrunde liegenden Daten Österreicher wenig bis kaum Anteil hatten. Weder bei dem Handbuch der emigrierten Nationalökonomien noch bei der Auswahl der 140 führenden Sozialwissenschaftler der neuen International Encyclopedia konnten patriotisch gestimmte Österreicher das Ergebnis entscheidend, wenn überhaupt, beeinflussen.

Drittens ist ein Zeitraum festzulegen. Um Auswirkungen politischer Systemwechsel berücksichtigen und individuelle Karriereverläufe verfolgen zu können, wurden die drei Jahrzehnte zwischen der Mitte der 1920er Jahren und der Mitte der 1950er Jahren gewählt. Diese Festlegung scheint weit genug vor der Machtübergabe an die Nazis zu beginnen, um gleichsam eine Ausgangsposition festzulegen und reicht über den Zeitraum, in dem die meisten Emigranten den deutschen Sprachraum verließen, weit genug hinaus, um deren Karrieren nach der Vertreibung noch verfolgen zu können. Fährnisse, denen sich die Daheimgebliebenen ausgesetzt sahen, die wie Kriegsdienst und Gefangenschaft vielleicht die Karrieren behindert haben könnten, sollten damit ebenfalls nicht wirksam werden können.

Viertens geht es hier um die Soziologie. Das ist allerdings leichter gesagt als getan, da dieses Gebilde in jener Zeit im deutschen Sprachraum zwar als intellektuelles Vorhaben verbreitet, nicht aber als institutionalisierte Disziplin vorhanden war.

Was ist eine Disziplin? Horizontal – in der Abgrenzung einer Disziplin von den anderen – ist es nicht leicht, Grenzen zwischen den sozialwissenschaftlichen Gebieten zu ziehen, da diese im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum keineswegs klar konturiert waren, ja sich in recht kurzen Zeiträumen änderten. Die dritte Wissenskultur (Lepines 1985) bildete sich im deutschen Sprachraum anders und langsamer heraus als in anderen Ländern. Ab wann man von der Existenz einer wissenschaftlichen Disziplin sprechen kann, darüber herrscht keineswegs Konsens. Die einflussreichste Position formulierte wohl Edward Shils (Shils 1982). Von ihm stammt ein sehr einfaches und überzeugendes Modell der Institutionalisierung wissenschaftlicher Disziplinen, das er selbst an der Soziologie entwickelt hat, dessen Anwendung auf andere Disziplinen aber leicht möglich ist. Shils meint, man könne dann von einer einigermaßen erfolgreich ausdifferenzierten neuen Disziplin sprechen, wenn folgende drei Faktoren in ausreichendem Maße vorhanden sind: Studenten, Fachzeitschrift(en) und Finanzierung. Diese drei Indikatoren sind gut gewählt. Studenten kann es nur geben, wenn ein Proto-Fach kognitiv zumindest soweit entwickelt wurde, dass die Rolle des Lehrers ausgefüllt werden kann. Es

muss also ein Gemenge von Inhalten in einem Umfang vorhanden sein, der ein Curriculum möglich macht. Zumindest für die Vergangenheit lässt sich zeigen, dass von einer Disziplin tatsächlich nur dann sinnvoll gesprochen werden kann, wenn deren Verfechter über ein Publikationsorgan verfügen konnten, in welchem ihre Erkenntnisse publik gemacht wurden. Implizit enthält dieser Indikator damit ein Kriterium für die kognitive Dimension einer im Entstehen begriffenen Disziplin, weil wissenschaftliche Zeitschriften nur entstehen können, wenn eine ausreichende Zahl von Fachleuten gewillt ist, daran mitzuarbeiten.

Die Geschichte der soziologischen Fachzeitschriften ist noch nicht geschrieben, was übrigens auch für andere Disziplinen gilt. Ein vergleichender Blick auf deutschsprachige sozialwissenschaftliche Zeitschriften kann allerdings deutlich machen, dass Shils' Kriterium empirisch triftig ist. Bis zum Erscheinen der *Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie* Anfang der 1920er Jahre gab es keine deutschsprachige soziologische Zeitschrift, und es dauerte noch einmal 30 Jahre bis die zweite Fachzeitschrift, *Soziale Welt*, zu erscheinen begann.⁸ Ganz anders in benachbarten Disziplinen: Die Psychologie und die Nationalökonomie hatten schon im 19. Jahrhundert Fachorgane, im 20. Jahrhundert kamen weitere hinzu. Titel und Themen des führenden deutschen sozialwissenschaftlichen Organs des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts, des *Archivs für Sozialwissenschaften und Sozialpolitik*, zeigen gerade den Mangel eines um disziplinäre Kristallisation bemühten Spezialorgans.⁹ Ein weiteres Beispiel aus der deutschsprachigen Zeitschriftengeschichte macht allerdings deutlich, dass mit der Etablierung eines Fachorgans nicht immer der Anspruch auf Herauslösung einer Novität aus einem gut etablierten Fach verbunden sein muss. Die *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*, deren Titel für ein Programm stand, strebte ganz ähnlich wie später die *Annales. Économies, sociétés, civilisations*, nicht eine neue Disziplin an, sondern die Reorientierung der Geschichtswissenschaft. Im deutschen Fall führte das zur Etablierung als Teilgebiet (oder Fach) der Disziplin „Geschichtswissenschaft“ und im französischen (Export-)Fall zum – wie man in diesem Fall wohl mit einigem Recht sagen wird können – Paradigma. Die Gründungsgeschichte von Fachzeitschriften ist ein wichtiger Indikator für die Beurteilung des Prozesses der disziplinären Kristallisation.¹⁰

Auch das dritte Kriterium von Shils ist mehrdimensional. Ausreichende Finanzierung meint nicht nur die Verstetigung des Unternehmens, die Anerkennung in dem einer Marktwirtschaft originären Medium Geld und daher den Ausweis der Nützlichkeit des eigenen Tuns, gerade weil es alimentiert wird, sondern ist auch eng mit den beiden anderen Faktoren verknüpft. Wer

über Geld verfügt, kann Studenten unterrichten und Absolventen beschäftigen, das beabsichtigte Forschungsprogramm vorantreiben, Ergebnisse publizieren und – was gerade im Fall der Soziologie von beachtlicher Wichtigkeit war – bestimmte Varianten von empirischer Forschung überhaupt erst beginnen. Eine Finanzgeschichte der Soziologie würde zeigen, dass bestimmte Pläne allein schon deswegen in der Schublade liegen blieben, weil die zu ihrer Durchführung nötigen Mittel außerhalb jeder Erreichbarkeit waren. Das Fehlen von Finanziers ist bei einer neuen Disziplin ablebensrelevant.

Nach der Frage, wie eine Disziplin von ihren Nachbarn abgegrenzt werden kann, stellt sich die, wer zu ihren Mitgliedern zu zählen sei. Wer ist ein Soziologe? Das ist ganz oben in der Statushierarchie ebenso wenig kontroversiell wie ganz unten, bei den Studenten. Selten werden Ordinarien ignoriert werden, und eben so rar sind Disziplingeschichten, die Absolventen einer Studienrichtung mehr Raum widmen als eine Graduiertenstatistik Platz benötigt. Doch wo soll in der Vertikalen die Trennlinie gezogen werden? Es wurde schon darauf verwiesen, dass eine Beschränkung auf die universitär verankerten Soziologen und gar die Konzentration auf jene, die habilitiert waren, die Populationsgrenzen zu eng ziehen würde, weil Personen wie Alfred Schütz, Felix Kaufmann, Käthe Leichter, Otto Neurath, Paul Lazarsfeld und Edgar Zilsel, die heute ohne Zweifel als zur Geschichte der Soziologie gehörend betrachtet werden, dabei ausgeschlossen würden. Keiner von diesen absolvierte ein soziologisches Studium oder erwarb eine Habilitation in diesem Fach.

Verbieht sich die Beschränkung auf die mit Universitätspositionen mehr oder weniger Wohlbestallten, könnte man doch die Mitgliedschaft in professionellen Vereinigungen zum Kriterium erheben. Obwohl es seit 1909 die, auch Österreicher inkludierende, Deutsche Gesellschaft für Soziologie gab, verbietet sich die Benutzung ihres „Mitgliederverzeichnisses“ als Basis für die Definition der deutschsprachigen Soziologinnen und Soziologen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Die DGS beschränkte die Zahl ihre Mitglieder nämlich während der längsten Zeit strikt und verstand sich als akademisches Pendant einer Honoratiorengesellschaft. Wegen des Fehlens irgendeines anderen Verzeichnisses der Mitglieder dieser Proto-Disziplin muss man die Population rekonstruieren und dabei versuchen, sowohl zeitgenössischen Klassifikationen wie späteren Grenzziehungen Rechnung zu tragen. Die Mitglieder einer Disziplin kann man feststellen, indem man (a) Selbstauskünfte berücksichtigt, (b) selbst eine Rekonstitution der Gruppe vornimmt, (c) vergleichbare Anstrengungen anderer heranzieht, (d) Auskünften zeitgenössischer oder nachgeborener peers vertraut.

(a) Soziologe ist, wer sich als Soziologe bezeichnet. Ganz so, wie man sich bei der Frage danach, was denn Soziologie sei, aus der Affäre ziehen kann, indem man antwortet: Das, was Soziologinnen und Soziologen tun – so kann man das Personal dieser Disziplin erfassen, indem man jene dazu zählt, die sich selbst so bezeichnen. Eine hervorragende zeitgenössische Quelle dafür stellt *Kürschners Deutscher Gelehrten Kalender* dar. Dieses Who is Who der deutschsprachigen Wissenschaftler beruht einerseits auf Recherchen der Redaktion, ließ aber Selbstanzeigen ebenso zu. Zwischen 1926 und 1950 erschienen sechs Ausgaben, die ein Register der Disziplinen enthielten. Zu den ausgewiesenen Fächern zählte ab 1926 auch die Soziologie.

In den sechs Ausgaben des *Kürschner* finden sich die Namen von 270 Männern und 7 Frauen (2%), die zum jeweiligen Eintragungszeitpunkt als Soziologen indiziert wurden. Nahezu jeder zweite Name taucht im Laufe der 26 Jahre nur einmal auf, ein Fünftel weist zwei Einträge auf, und nur 35 Personen (12%) sind vier bis sechs Mal im *Kürschner* vertreten. Die starke Diskontinuität kann mehrere Ursachen haben: Neben den naheliegenderweise an erster Stelle zu vermutenden Auswirkungen der politischen Systemwechsel, die dazu geführt haben mögen, dass politisch missliebige Gewordene nicht mehr Aufnahme in das Verzeichnis fanden, könnte man die natürliche und kriegsbedingte Mortalität der Population (geboren wurden die im *Kürschner* verzeichneten Soziologen zwischen 1845 und 1915, der Median liegt bei 1886) in Erwägung ziehen. Ein Wechsel der Attraktivität der Soziologie lässt sich aber ebenso als möglicher Grund ins Treffen führen. Mit einiger Sicherheit kann man allerdings einen Zusammenhang zwischen dem Alter und der Häufigkeit der Erwähnung annehmen. Die Ältesten, also jene vor 1869 Geborenen, kommen für Mehrfachnennungen ebenso wenig in Betracht wie die Jüngsten, also die nach 1900 Geborenen. In den drei mittleren Kohorten (Geburtsjahrgänge zwischen 1870 und 1899) liegt der Anteil jener, die höchstens drei Mal im *Kürschner* verzeichnet sind zwischen 72% für die älteste und 92% für die jüngste Kohorte. Mit aller gebotenen Vorsicht wird man behaupten können, die Soziologie habe keine stetig zunehmende Attraktivität aufgewiesen. Die Loyalität gegenüber der neuen Disziplin Soziologie war in dieser Population eher schwach ausgeprägt.

Die Verteilung der 277 Soziologen, die sich wenigstens in einer der sechs Ausgaben des *Kürschners* als solche bezeichneten, über die Erscheinungsjahre weist eine merkwürdige Schiefe auf. Die größte Zahl an Nennungen der Soziologie als dem bzw. einem Fach, dem sich jemand zurechnete, findet man in der Ausgabe von 1935; die geringste 1950. Tabelle 2 (S. 252)

würde erlauben, die bekannte These von der Todfeindschaft der Nazis gegenüber der Soziologie zu relativieren, kann aber auch zu deren Unterstützung herangezogen werden. Einerseits könnte man nämlich darauf hinweisen, dass die absolut größte Zahl von Soziologen 1935 zu verzeichnen ist, andererseits ließe sich argumentieren, dass fünf Jahre nach Ende der Nazi-Diktatur die Zahl der Soziologen am niedrigsten ist, was dem eben zu Ende gegangenen Regime kausal zugerechnet werden könnte. Vermutlich liegt die Wahrheit, zumindest hier, in der Mitte: Es ist nicht bekannt, zu welchem Zeitpunkt die Meldungen für die 1935er-Ausgabe in der Redaktion eingingen. Lag dieser deutlich vor dem Erscheinungsjahr, würde die 1935er-Ausgabe daher ein Bild des vorigen oder gar vorvorigen Jahres wiedergeben, also noch kaum Spuren der Nazi-Herrschaft aufweisen. In jedem Fall kann man sagen, dass die Soziologen auf den Regimewechsel nicht sofort mit massiver Abwanderung aus ihrer Disziplin oder der Umbenennung ihres Tätigkeitsfeldes reagierten. Benutzt man dieses Verzögerungsargument auch für die 1950er-Daten, ließe sich die Feindschaft der Nazis gegen die Soziologie dann durchaus eher bestätigt finden als deren Gegenteil, da die Zahl derer, die Soziologie als einziges Fach nannten, gegenüber 1940 wiederum zunahm, während die Gesamt-Attraktivität dieser Disziplin sich noch nicht wieder hergestellt hatte.¹¹

Die Daten aus dem *Kürschner* lassen sich unter weiteren Gesichtspunkten analysieren. Die regionale, berufliche und Altersverteilung jener, die sich als Soziologen bezeichneten, lässt sich im Zeitvergleich darstellen. Ergänzend zu den Informationen, die der *Kürschner* liefert, wurde für alle dort Angeführten (Auch-)Soziologen der Ort und das Jahr ihrer Promotion erhoben. Aufgrund der Geburtsorte stammten 83 Prozent aus Deutschland und 12,5 Prozent aus Österreich, jeweils in den historischen Grenzen der beiden Staaten. Ihre Promotion erwarben 89 Prozent an deutschen Universitäten und nur 10 Prozent an österreichischen, woraus man schließen kann, dass es im gesamten hier betrachteten Zeitraum, der ja weiter zurückreicht als der Erhebungszeitraum (drei Viertel der Promotionen erfolgten vor 1925), einen brain drain in Richtung Deutschland gab.

In jedem der Erhebungsjahre findet sich für jeden biografischen Eintrag auch eine Angabe des Ortes, an dem der Betreffende zum Zeitpunkt der Meldung lebte. Fast man diese Ortsangaben zu Ländern zusammen, ergibt sich, dass nahezu konstanten 80 Prozent Deutschen zwischen 13 und 19 Prozent in Österreich Tätige gegenüberstehen. Aus nahe liegenden Gründen findet man 1940 nur Staatsangehörige des Dritten Reiches verzeichnet, wobei nur noch drei ehemalige Österreicher mit einer Wiener Adresse um Aufnahme als Soziologen in den *Kürschner* nachsuchten (Jakob Baxa, Hermann Roe-

der und Oskar Paul Hausmann). 1950 ist der Anteil der Österreicher auf 10 Prozent zurückgegangen, während die zweitstärkste Gruppe von Personen gebildet wird, die sich aus dem nichtdeutschsprachigen Ausland um Aufnahme in den *Kürschner* bemühten; nur zweien gelang es in den folgenden Jahren, an eine deutsche Universität zurückzukehren, aber der Umstand, dass andere sich sozusagen zurückmeldeten, verdient Aufmerksamkeit und darf wohl als Hinweis darauf gedeutet werden, dass sie sich wieder ins Spiel bringen wollten (Theodor Geiger, Hans Gerth, Gustav Gundlach, Rudolf Heberle, Paul Honigsheim, Max Horkheimer, Ernest Manheim und Hellmut Pleßner; aber kein einziger emigrierter Österreicher).

Unter all jenen, die in dem hier betrachteten Vierteljahrhundert jemals Aufnahme im *Kürschner* fanden, ließ sich für 51 Personen zweifelsfrei feststellen, dass sie während der NS-Diktatur ihr Herkunftsland verließen. Das entspricht einer Emigrationsrate von nur 18 Prozent. Es muss allerdings hinzugefügt werden, dass wegen der großen Zahl relativ Unbekannter, deren Wohnort während der NS-Zeit nicht geklärt werden konnte, hier eine Unschärfe der Daten in Rechnung zu stellen ist. Schließt man diese Fälle aus der Betrachtung aus, steigt der Anteil der Emigranten auf 39 Prozent.

Es liegt in der Eigenart eines Who is who, dass die Karrieren der darin aufgenommenen vergleichsweise umfassend dokumentiert sind, während mit Hinweisen auf andere wünschenswerte sozio-demografische Informationen (Vaterberuf, Religionsbekenntnis etc.) gegeizt wird. Angaben über den Zeitpunkt der Absolvierung verschiedener Karrierestufen lassen sich in mehrfacher Weise für ein Porträt der Soziologen der 1920er bis 1950er Jahre heranziehen. Die Verteilung der Population zu den sechs Erhebungszeitpunkten auf Berufs- bzw. Statuspositionen (Tabelle 3, S. 252) zeigt, dass durchgängig ein Viertel bis fast ein Drittel auf der höchsten akademischen Karrierestufe des ordentlichen Professors anzutreffen war, zählt man die nächste Stufe darunter (die außerordentlichen Professoren) hinzu, sieht man, dass der Anteil der Professoren vor der Machtübertragung an die Nazis auf fast 50 Prozent angestiegen ist (die Gast-, Honorar-, emeritierten und pensionierten Professoren wurden hier nicht berücksichtigt). Die dritte Karrierestufe des Dozenten zeigt über die erste Dekade eine stetige Zunahme der absoluten Werte, ihr Anteil an der Gesamtpopulation sinkt aber ebenso stetig. Zwischen 1926 und 1935 verdoppelte sich die Zahl der habilitierten Soziologen und Auch-Soziologen im deutschen Sprachraum. Alle drei Gruppen zusammengenommen ergeben den Pool der Stellenanwärter bzw. Inhaber professoraler Positionen. Die Zahl der Habilitierten nahm in absoluten Zahlen bis 1935 zu und fiel dann bis 1950 auf ein Drittel jener von 1935 ab. Assistenten als vierte Statusposition betreten bezeichnenderweise erst ab 1940 die

Szenerie, während die Zahl der außeruniversitär Beschäftigten im selben Zeitraum zurückgeht. Jeder Sechste war 1935 allerdings entlassen, emeritiert oder in den Ruhestand versetzt.

Die Daten aus dem *Kürschner* legen zweierlei nahe: Während die absolute Zahl an Soziologen im Verlauf der Nazi-Diktatur zurückging, stieg der Anteil der habilitierten Soziologen kontinuierlich an. Da der Anteil jener, über deren Emigration wir Bescheid wissen, in dieser Personengruppe, wie erwähnt, relativ gering war, wird man den Rückgang nicht als Folge der Exilierung betrachten können, sondern auf die schwindende Attraktivität der Soziologie während der Nazizeit zurückführen müssen. Das ließe auf eine zumindest symbolische Resistenz des Kerns der Soziologen gegen die antisozilogische Stimmung in der Nazi-Zeit schließen. Die ideologische Kampagne gegen die westliche Soziologie und für die deutsche Volkslehre zeitigte nur bei den am unteren Rand des soziologischen Diskurses Angesiedelten Wirkung: 1940 war es nicht mehr chic, sich als Soziologe zu bezeichnen.¹²

(b) Neben der Identifizierung von Soziologen durch Berücksichtigung ihrer Selbstdeklaration besteht die Möglichkeit der Definition der Grundgesamtheit aufgrund der Anwendung einfacher und nachvollziehbarer Kriterien. Unter der Bedingung, dass die zu untersuchende Disziplin sozusagen erst im Entstehen begriffen ist, sind Rückgriffe auf institutionelle Kriterien, wie Personalstandsverzeichnisse von Universitäten, dafür ebenso wenig hilfreich, wie mangels entsprechender Ausbildungsgänge die Verwendung von Informationen über Absolventen unmöglich ist. Aber, es sollte nicht allzu kontroversiell sein, wenn man behauptet, dass jemand dann als Mitglied einer im Werden begriffenen Disziplin betrachtet werden kann, wenn er zu deren literarischem Korpus einen Beitrag geleistet hat. Als Soziologen sollen hier daher all jene betrachtet werden, die im Zeitraum von 1925 bis 1955 in einer der damaligen soziologischen oder soziologie-nahen Fachzeitschriften einen Artikel oder zumindest zwei Rezensionen veröffentlicht haben. Dafür wurden jene Zeitschriften ausgewählt, die einen ‚soziologischen‘ Titel hatten oder in deren Rezensionsteil eine eigene Abteilung für Soziologie existierte. Das ergab insgesamt 36 Zeitschriften (s. Tabelle 4, S. 253).

Der lange Erhebungszeitraum wurde gewählt, um jene nicht zu diskriminieren, die durch politische Umstände an der Aufnahme oder Fortführung ihrer wissenschaftlichen Karriere behindert worden sein mögen. Langfristige Inhaftierungen, wie im Fall Eugen Kogons, oder die Notwendigkeit, sich nach dem erzwungenen Verlassen Österreichs mit Arbeiten über Wasser zu halten, die mit Sozialwissenschaften nichts zu tun hatten, sollten ebenso

wenig zu einem Ausschluss aus der Gruppe führen, wie publizistisches Schweigen während der Nazi-Diktatur. Bei der Auswahl der Zeitschriften wurde darauf geachtet, alle jene deutschsprachigen Organe zu berücksichtigen, die als (proto-)professionell bezeichnet werden können. Diesem Kriterium fielen jene Zeitschriften zum Opfer, die Organe einer politischen Partei oder sozialen Bewegung waren, obwohl Sozialwissenschaftler dort publizierten und deren Beiträge durchaus als sozialwissenschaftlich zu qualifizieren sind. *Die Neue Zeit*, *Der Kampf*, *Die Gesellschaft*, *Arbeit und Wirtschaft* und vergleichbare andere Organe standen nur jenen Autoren offen, die die zugrunde liegende Ideologie teilten. Aus diesem Grund wurden auch Organe wie das vom Spann-Kreis edierte *Ständische Leben* und die Schriftenreihe *Herdf Flamme* und christlich-soziale Organe nicht berücksichtigt. Dass auf der anderen Seite die *Zeitschrift für Sozialforschung*, die bekanntlich auch nicht jedermann offen stand, einbezogen wurde, lässt sich unter Hinweis auf den breiten Kreis der Rezensenten begründen. Aus arbeitsökonomischen Gründen war eine Beschränkung hinsichtlich der benachbarten Disziplinen unerlässlich, aber es wurde versucht, keine soziologie-relevante Publikation zu ignorieren. Psychologische Zeitschriften wurden nicht berücksichtigt, weil in ihren Besprechungsteilen eine eigenen Rubrik für soziologische Werke fehlte und weil in ihnen soziologisch betitelte Aufsätze kaum zu finden sind (auch Sozialpsychologie war damals als Etikett kaum gebräuchlich). Bei den englischsprachigen Zeitschriften war das Professionalisierungskriterium einfacher anzuwenden. In Verfolgung des Kriteriums möglichst weitgehend universalistischen Zugangs wurden Organe, die einer intellektuellen Schule verpflichtet waren, in der Regel nicht berücksichtigt, wie z. B. *Philosophy and Phenomenological Research*. Die Berücksichtigung der Hauszeitschrift der University in Exile *Social Research* ist dem Umstand zu verdanken, dass viele der dort publizierenden Emigranten wegen der leichten Zugänglichkeit dieses Organs darauf verzichtet haben mochten, ihre Beiträge anderen Organen zu offerieren. Schließlich ist als einzige französischsprachige Zeitschrift *Annales* aufgenommen worden, eine Anomalie, die aber aus mehreren Gründen gerechtfertigt erscheinen kann: Disziplinäre Nähe und Prominenz auch außerhalb der Sozialgeschichte sind die wichtigsten beiden (allerdings veröffentlichten nur zwei Österreicher im hier betrachteten Zeitraum in dieser Zeitschrift). Von der Berücksichtigung weiterer französischsprachiger Organe (*Revue Internationale*, *Cahiers* etc.) wurde abgesehen, weil sich bei einer ersten Durchsicht zeigte, dass faktisch keine ‚Österreicher‘ in ihnen veröffentlicht hatten.

Als „Österreicher“ gilt jemand, der wenigstens zwei Jahre lang in Österreich studiert oder gearbeitet hat. Dieses Kriterium definiert die in das Sam-

ple Aufzunehmenden also nicht über so arbiträre Merkmale wie Geburtsort oder Staatsbürgerschaft, sondern institutionell. Der Zeitraum von mindestens zwei Jahren ist lang genug, um jene auszuschließen, die nur vorübergehend in Österreich studiert haben oder deren Aufenthalt so kurz war, dass man nicht annehmen wird können, die institutionellen Gegebenheiten hätten auf ihre weitere Karriere einen Einfluss ausgeübt. René König, der in den 1920er Jahren einige Zeit in Wien studierte (König 1984), fällt daher ebenso wenig in das Sample wie der für die Dauer eines Jahres in Graz lehrende Wilhelm Röpke. Faktisch lebten alle Aufgenommenen mehrere Jahre lang in Österreich. Einige wenige Ausländer, die hier beispielsweise ihr Studium abschlossen, sind daher in das Sample hineingerutscht.¹³

Natürlich konnten nur veröffentlichte Beiträge berücksichtigt werden. Wir wissen über die zu dieser Zeit üblichen Ablehnungsraten von professionellen Zeitschriften nichts. Anekdotische Hinweise über abgelehnte Artikel, die sich in der Literatur finden, erlauben kein generelles Urteil. Für das *American Journal of Sociology*, die führende US-amerikanische Zeitschrift dieses Zeitraums, hat Andrew Abbott gezeigt, dass es damals nur sehr selten zu Ablehnungen kam. (Abbott 1999) Ich nehme daher an, dass für die anderen Zeitschriften ähnliches gilt.

Die Wahl von Aufsätzen und Rezensionen als Kriterien könnte jene benachteiligen, die nur Bücher geschrieben haben, aber abgesehen davon, dass es nicht sehr wahrscheinlich ist, dass jemand nur diese Textgattung benutzte, ist die Benachteiligung von Buchautoren leichter zu verkraften als der Ausschluss jener, die nur die kleineren Formen bedienten. Hinzu kommt, dass bei der Wahl von Büchern als Aufnahmekriterium die Feststellung des Korpus, der daraufhin zu untersuchen wäre, noch problematischer ausfällt als beim Aufsatz als Auswahlmerkmal. Eine Berücksichtigung jedes Buches, das „Soziologie“ oder „soziologisch“ im Titel oder Untertitel führt, wäre wenig hilfreich: Obskure Werke würden zur Aufnahme des Autors benötigen, während soziologisch bedeutsame Werke bekanntlich nicht immer den Firmennamen im Titel führen müssen. Die durch die Wahl des Zeitschriftenbeitrags erfolgte Absenkung der Eintrittsschwelle schloss andererseits jene aus, deren schriftstellerische Meriten dem prüfenden Blick eines Redakteurs oder Herausgebers nicht standhielten. Für die Emigranten war es schließlich mutmaßlich anfangs leichter, in der fremden Sprache einen Aufsatz zu verfassen als ein Buch herauszubringen, und für die Daheimgebliebenen ist in den ersten Nachkriegsjahren wegen des Papiermangels ein ähnlicher Effekt wahrscheinlich.

Drittens sollte er oder sie im Jahr 1938, dem Jahr in dem die größte Zahl österreichischer Wissenschaftsemigranten das Land verließ, mit einem Uni-

versitätsstudium zumindest begonnen haben (das heißt die Aufgenommenen waren vor 1920 geboren worden). Die höchst produktive und erfolgreiche zweite Generation der Emigranten, also jene, die als Kinder oder Jugendliche Österreich verlassen mussten, deren Ausbildung daher keinerlei institutionellen Einfluss tertiärer österreichischer Bildungsinstitutionen aufwies, wurde nicht in die Untersuchung einbezogen.¹⁴

Auf diesem Weg sollte sichergestellt werden, dass die Auswahl möglichst wenig zugunsten einer der beiden Teilpopulationen (Emigranten und Daheimgebliebene) verzerrt würde. Das Auswahlkriterium – zeitgenössisch als soziologisch bezeichnete Veröffentlichungen von Zeitschriftenaufsätzen oder Rezensionen von soziologischen Werken anderer – ist sehr weit und führt daher zur Einbeziehung von Personen, die man aus anderer Perspektive nicht zur Soziologie zählen würde. Es scheint mir dennoch ein vertretbarer Mangel zu sein, spiegelt er doch zum Teil Gegebenheiten der Soziologie jener Jahre wider.¹⁵ Im Untersuchungszeitraum von Mitte der 1920er bis Mitte der 1950er Jahre bildeten sich die uns heute vertrauten Grenzen des Faches Soziologie erst aus. Das weite Feld, aus dem sich die späteren Soziologen rekrutierten, umfasste Nachbardisziplinen wie Staatsrecht, Rechts- und Sozialphilosophie, Nationalökonomie, Sozialstatistik, Geschichte, Volkskunde, Völkerkunde, andere Geisteswissenschaften und gelegentlich sogar die Medizin, hier vor allem die Sozialhygiene und die Psychiatrie.

Eine Inspektion der Liste der ins Zeitschriften-Sample Aufgenommenen zeigt, dass durchaus manche fehlen. Systematisch unterrepräsentiert sind jene Psychologen, die nur in psychologischen Zeitschriften veröffentlicht haben; unterrepräsentiert sind vermutlich auch Neuzeithistoriker, da diese im Erhebungszeitraum über keine eigene Zeitschrift verfügten und die allgemeinen geschichtswissenschaftlichen hier nicht berücksichtigt wurden. Neben der systematischen Diskriminierung gegenüber diesen beiden Disziplinen dürften aber keine weiteren aufgetreten sein. Das führt zur Frage, um welche Art von Aggregat es sich bei den 265 Personen handelt. Eine Stichprobe aus einer Grundgesamtheit unbekanntem Umfangs, deren Größe nahe der der Population zu liegen kommt. Natürlich ist die Stichprobengröße selbst zu klein, um sehr weitgehende statistische Analysen zuzulassen, aber da vermutlich die Population selbst nicht sehr viel mehr Individuen umfassen dürfte, lässt sich dieser Mangel nicht beseitigen. Als weitaus gravierender als die kleine Zahl des Samples erwies sich die Schwierigkeit, personenbezogene Informationen zu finden. Eine Kollektivbiografie, die sich nicht auf Etablierte oder Eliteangehörige beschränkt, stößt rasch an kaum überwindbare Grenzen. Fehlende Einträge in biografischen Nach-

schlagewerke, widersprechende Informationen und ähnliche Fährnisse reduzieren die Möglichkeiten der Analyse.

Dieses Zeitschriftensample österreichischer Soziologen, wie man es wegen des zentralen Auswahlkriteriums auch nennen könnte, umfasst 26 Frauen (oder 10 Prozent) und 239 Männer. Davon emigrierte jeder Dritte (oder 198 Personen). Ihnen stehen 83 Soziologen gegenüber, die während der Nazijahre daheim blieben. Zu ihnen zählen fünf Personen, die während der Nazizeit lange in KZs inhaftiert waren (und deswegen nicht emigrieren konnten. Mit Ausnahme Eugen Kogons hatten sie in den Lagern alle den Judenstern zu tragen, obwohl der unmittelbare Anlass ihrer Einlieferung zumeist ein politischer war), und 16 weitere, die während der Nazi-Herrschaft zumindest zeitweilig von ihren Positionen suspendiert waren, einige vorübergehend auch in Haft waren. Diskriminierung erfuhren sie als unterlegene Konkurrenten um die Gunst der Nazi-Führer (Othmar Spann und seine Schüler) oder weil sie sich im ständestaatlichen Regime exponiert hatten.¹⁶

Die große Zahl der Emigranten in diesem Sample kann man nur unter Hinweis darauf erklären, dass sie erst nach ihrer Flucht aus Europa zu professionellen Sozialwissenschaftlern wurden. Hätte es im März 1938 den von den Österreichern freudig willkommen geheißenen Einmarsch deutscher Truppen nicht gegeben, wäre kaum einer der späteren Soziologen daheim dazu geworden. Mitte der 1950er Jahre gab es in Österreich vielleicht fünf im weitesten Sinn soziologisch tätige Universitätslehrer, aber mehr als die zehnfache Zahl ehemaliger Österreicher in der Position eines full professors an amerikanischen Colleges und Universitäten. Da große Anstrengungen unternommen wurden, um sicherzustellen, dass es bei der Auswertung der Zeitschriften zu keiner Bevorzugung einer der beiden Gruppen kam, kann man mit einiger Sicherheit sagen, das Verhältnis von 1 : 3 von Daheimgebliebenen zu Emigranten resultiert nicht aus einer gezielten Auswahl. Es ist die Folge der Vertreibung eines intellektuellen Potentials, das in der günstigeren Umgebung der neuen Heimat(en) professionelle Karrieren in den Sozialwissenschaften erfolgreich einschlagen konnte.

Das Zeitschriften-Sample dient hier einem doppelten Zweck: Zum einen erlaubt es den Vergleich von Emigranten mit Daheimgebliebenen und zum anderen wird die Teilpopulation der aus Österreich Emigrierten benutzt, um sie mit emigrierten deutschen Soziologen zu vergleichen, die aus einer ähnlichen Untersuchung hervorgegangen sind.

(c) Klemens Wittebur (Wittebur 1991) versuchte in seiner Dissertation, die Gruppe der aus Deutschland exilierten Soziologen systematisch zu erfassen. Er legte seiner „biographischen Kartographie“ eine sehr weite Defi-

nition von Soziologie zugrunde und benutzte ein mehrstufiges Kriterium, das „oben“ bei facheinschlägigen Professuren und Habilitationen beginnt und bis zu literarischen Beiträgen „unten“ reicht. Mindestens mussten die Einbezogenen vor ihrer Emigration ein Studium abgeschlossen haben, und sie sollten in der Regel danach noch in Deutschland als Soziologen im weitesten Sinn beruflich oder literarisch tätig gewesen sein. Natürlich ist die Auswahl bei den Statushöheren trennschärfer als bei denen, die nur auf Grund ihrer als soziologisch klassifizierten Veröffentlichungen einbezogen wurden. Eine gewisse Willkür ist hier unvermeidlich, doch Wittebur hat immerhin versucht, über die ranghohen Positionen hinaus gehend nach Soziologen zu fänden. Er kommt auf die Zahl von 10 Soziologinnen (oder 7%) und 131 Soziologen. Aus nahe liegenden Gründen finden sich unter den 141 von Wittebur Berücksichtigten auch einige, die auch zur Gruppe der emigrierten österreichischen Soziologen gerechnet werden können.¹⁷ Das Zeitschriften-Sample und die von Wittebur zusammengestellte Gruppe deutscher Soziologen im Exil sollten die Gesamtheit der emigrierten deutschsprachigen Soziologen in ausreichendem Maße abdecken.

(d) Eine weitere Möglichkeit der Identifizierung der Population der deutschsprachigen Soziologen kann auf Nominierungen durch Fachleute zurückgreifen. Das Verfahren kann, wie im Fall der *International Encyclopedia of the Social & Behavioral Sciences*, sehr restriktiv gehandhabt werden und auf die 140 Bedeutendsten aller Zeiten beschränkt sein oder bei der Inklusion liberaler vorgehen, wie im Fall eines biografischen Nachschlagewerkes. Das *Internationale Soziologenlexikon (ISL)* hat im vorliegenden Zusammenhang den Vorzug, nicht unter dem Gesichtspunkt der Emigrationsforschung erstellt worden zu sein. Von den in den beiden Bänden der zweiten Auflage Aufgenommenen wurden jene 292 ausgewählt, die nach 1850 und vor 1920 geboren wurden, also dem Alterskriterium entsprechen, das bei der Erstellung der anderen Samples Anwendung fand. Nicht berücksichtigt wurden Personen, die sich erkennbar um keine akademische Karriere bemüht hatten, weil deren Einbeziehung in das Lexikon sehr selektiv erfolgte.¹⁸ Die Beiträge sind nicht immer gut recherchiert und das Lexikon wurde oft genug deswegen kritisiert. Für den vorliegenden Kontext eignet es sich jedoch nicht nur wegen des Fehlens eines Bias in Richtung Emigrationsforschung, sondern auch aus einem weiteren Grund: Trotz des kosmopolitischen Titels berücksichtigt das ISL den deutschen Sprachraum umfassender als andere. Das aus dem ISL gewonnene Sample setzt sich aus 275 Soziologen und 17 Soziologinnen (das sind 6%) zusammen, 235 (oder 81%) waren Deutsche, 50 (oder 17%) waren Österreicher, und 7 Deutschsprachige (oder

2%) waren anderen Ländern, vor allem der Tschechoslowakei, zugeordnet. Einige wenige verbrachten gewisse Zeiten ihrer Karrieren an Universitäten des jeweiligen anderen deutschsprachigen Landes. Die 123 Emigranten machen 42 Prozent des Samples aus, wobei die Emigrationsrate der Österreicher deutlich höher als die der Deutschen war (56% zu 38%).

Ergänzend wird ein vergleichsweise kleinerer Datenbestand über die deutschen und österreichischen Rockefeller Fellows herangezogen. Die Funktionäre und Berater der Rockefeller Foundation können unter dem hier gewählten Gesichtspunkt als zeitgenössische peers betrachtet werden, die im Gegensatz zu den nachgeborenen peers, die das ISL und die Enzyklopädien berieten, vor dem Problem standen, vielversprechende Kandidaten zu finden. Im Gegensatz zu denjenigen, die überlebt haben und deren Reputation bis zum Zeitpunkt der Auswahl für das ISL nicht verfiel, mussten die Stützungsmitarbeiter und deren Berater kreative Potentiale identifizieren. Das kleine Sample gleicht also die Gerontokratielastigkeit aller rückblickenden Auswahlen ein wenig zugunsten zeitgenössischer Relevanzkriterien aus. 84 Deutsche und 35 Österreicher erhielten vor 1941 von der sozialwissenschaftlichen Abteilung der Rockefeller Foundation (bzw. deren Vorgängerin dem Laura Spelman Rockefeller Memorial) ein Stipendium, darunter 9 Frauen (oder 8%).

Die Rockefeller Foundation nahm nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs ihr Förderungsprogramm für europäische Sozialwissenschaftler wieder auf, aber die wenigen Studenten, die in den ersten Jahren auf diesem Weg gefördert wurden, werden nur dann einbezogen, wenn sie auch in einer anderen Quelle nachgewiesen werden konnten. Viele der Vorkriegs-Rockefeller Fellows emigrierten zu irgendeinem Zeitpunkt während oder nach der Zeit als Stipendiaten, einige wenige, wie Albert O. Hirschman oder Svend Riemer, traten ihr Stipendium bereits von einem Exilland aus an, weswegen sie in den Aufzeichnungen der RF als von dort entsandt verzeichnet sind. Die Vorerfahrungen im Ausland machten später emigrierende ehemalige Rockefeller Fellows vermutlich zu einer privilegierten Exilantengruppe. Immerhin befanden sich im Jahr 1950 von 71 deutschen und österreichischen Vorkriegs-Fellows, über die diesbezügliche Informationen vorliegen, 32 in den USA, drei in Großbritannien, vier in nichteuropäischen Ländern und zwei in der Schweiz. Hingegen befanden sich nur 25 (von 46 früheren) Stipendiaten wieder in Deutschland und nur fünf (von 25) wieder in Österreich. Die Emigrationsrate (in das nichtdeutschsprachige Ausland) lag in dieser Gruppe bei 55 Prozent. (Rockefeller Foundation 1951)

Von den 32 Neo-Amerikanern, die zwischen 1925 und 1941 ein Rockefeller Fellowship bekommen hatten, unterrichteten 20 als full professors an

Universitäten oder Colleges (je zwei in Berkeley, Chicago, Princeton, der University of California Los Angeles), während von den 27 früheren Stipendiaten, die sich wieder in Deutschland oder Österreich befanden, 19 Deutsche und nur ein Österreicher in Institutionen der höheren Bildung tätig waren.

1972 veröffentlichte die RF ein weiteres Verzeichnis ihrer ehemaligen Fellows. Zieht man die dort angeführten Adressen heran, um nochmals die Wanderungsbewegungen zu prüfen, ergibt sich für die Gruppe jener, die vor 1941 ihr Stipendium angetreten hatte, dass sich von 61 Personen über die Daten vorliegen (10 waren in der Zwischenzeit verstorben), 30 in den USA befanden, drei in Großbritannien und drei in anderen europäischen oder außereuropäischen Ländern. 24 lebten in Deutschland und nur einer in Österreich. Die Langzeit-Emigrationsrate aus Deutschland und Österreich betrug damit (wenn man die Verstorbenen unberücksichtigt lässt) 41 Prozent; die aus Österreich allerdings 95 Prozent. (Rockefeller Foundation 1972)

Alle Samples zusammengenommen ergeben mit einiger Sicherheit so etwas wie die Population deutschsprachiger Soziologen der dreißiger und vierziger Jahre des 20. Jahrhunderts. Zwar könnte man die Namen einiger anführen, die in keinem dieser Samples enthalten sind und von denen man mit einigem Recht sagen könnte, dass sie zur hier konstituierten Population zu zählen wären, da aber ihre ‚Entdeckung‘ gleichsam zufällig zustande kam, bleiben sie im Folgenden unberücksichtigt.¹⁹ Die kleine Zahl derer, die man noch hinzuzählen könnte, ist ein weiterer Hinweis darauf, dass alle Samples zusammengenommen die Grundgesamtheit nahezu vollständig erfassen. Es hieße die Betrachtung auf den Kopf zu stellen, wenn man nun allerdings die Behauptung aufstellen würde, zwischen ca. 1925 und ca. 1955 habe es im deutschen Sprachraum insgesamt 826 Soziologinnen und Soziologen gegeben. Richtig wäre es zu behaupten, dass die Population, aus der – nach jeweils zu begründenden Kriterien – Soziologen extrahiert werden können, diesen Umfang hatte.

Die wenigen Hinweise auf Ergebnisse einer Kollektivbiografie deutschsprachiger Soziologen im zweiten Drittel des 20. Jahrhunderts sind hier nicht mehr als die Ankündigung dessen, was mit einem derartigen Datensatz gemacht werden kann. Die ausführliche Diskussion von methodischen Problemen, die hier erfolgte, weist aber vielleicht über den Fall, der hier behandelt wird, hinaus und könnte für andere wissenschaftssoziologische und -historische Analysen Anregungen bieten.

Anmerkungen

- * Ich danke den beiden anonymen Gutachtern für ihre detaillierte Lektüre einer früheren Fassung dieses Aufsatzes und hoffe, dass die vorliegende Version wenigstens einige ihrer Bedenken auszuräumen in der Lage ist. Die Aufsatzform nötigte mich zu manchen knappen Formulierungen, und ich kann die interessierten Leser nur darauf verweisen, dass demnächst eine umfassendere Veröffentlichung zu diesem Thema erscheinen wird.
- 1 Beispiele dafür: Edgcomb (1993) macht junge Emigranten zu Professoren; Oakes & Vidich (1993) schreiben Hans Gerth deutsches Professorenverhalten zu, obwohl er das nie war.
 - 2 Everett Ch. Hughes verwendete diesen Begriff sowohl bei der Analyse der von ihm gemeinsam mit Howard S. Becker, Anselm Strauss durchgeführten Untersuchung über die Ausbildung von Mediziner als auch in einer langen Rezension von Lazarsfeld's *Academic Mind*. Wiederabgedruckt in Hughes (1971). Die Verwandtschaft und Rivalität mit Mertons locals ist augenscheinlich, s. dazu Merton (1968).
 - 3 Im Rahmen der Edition seiner Schriften wird hoffentlich auch etwas über den Inhalt einer von ihm in Zürich gehaltenen Vorlesung über amerikanische Soziologie bekannt werden. Für seine Sicht s. König (1984).
 - 4 Dieses Urteil Malcolm W. Davis' wird auch dadurch nicht relativiert, dass seine Wiener Auskunftspersonen offenkundig genau dem von ihm skizzierten Muster entsprachen, Davis an Duggan, May 21, 1938, Emergency Committee in Aid of Displaced Foreign Scholars (im Folgenden EC), file 'Situation in Austria', box 153, New York Public Library, Humanities and Social Science Library, Manuscript and Archive Division.
 - 5 E. C., file 'Engel-Janosi', box 6a, NYPL.
 - 6 Burke (1988) verfährt im Prinzip ebenso, der Unterschied zu Zilsel, der über dieselbe Epoche und denselben Personenkreis arbeitete, besteht allerdings darin, dass Burke geradezu akribisch dokumentiert, wie er wen ausgewählt hat.
 - 7 Das widerspricht lieb gewordenen Stereotypen über die schlampigen Österreicher und ist doch wieder nicht ganz überraschend, weil es sich ja um die Wiederholung einer nach 1933 schrittweise entwickelten Vorgangsweise handelte, die bei ihrem zweiten Einsatz darauf bauen konnte, dass wiederum kaum Proteste laut werden und auch in Wien die Entlassenen sich ihrem Schicksal fügen würden.
 - 8 Zwei andere früh gegründete Zeitschriften, das *Archiv für angewandte Soziologie* und das *Jahrbuch für Soziologie*, erschienen nur kurze Zeit. *Sociologus* und die *Zeitschrift für Sozialforschung* können aus unterschiedlichen Gründen – die Ausrichtung auf Völkerpsychologie im einen Fall und die erzwungene Exilierung im anderen Fall – hier außer Betracht bleiben.
 - 9 Das ließe sich auch mit Bezug auf die *Zeitschrift für die gesamten Staatswissenschaften* zeigen.
 - 10 Für die Soziologie in Österreich zeigt sich die Besonderheit, dass es erst zehn Jahre nach Einführung einer soziologischen Studienrichtung zur Gründung einer Fachzeitschrift, der *Österreichischen Zeitschrift für Soziologie*, kam.
 - 11 In der nächsten Ausgabe des *Kürschner* von 1954 verdoppelte sich die Zahl der Gesamtnennungen der Soziologie auf 84.
 - 12 Zu jenen, die sich nur als Vertreter der Soziologie bezeichnen ließen, gehörten auch so eminente Nazis wie Franz Jerusalem, Hans L. Stoltenberg und Andreas Walther;

Soziologie an erster Stelle nannten Willy Gierlichs, Leopold von Wiese, Johann Plenge, Max Rumpf und Karl Heinz Pfeffer.

- 13 In ihrer Analyse der Nobelpreisträger der Physik und Chemie benutzten Crawford, Heilbron & Ullrich (1987) ebenfalls ein Aufenthaltskriterium, wählten allerdings den weitaus längeren Zeitraum von acht Jahren. Wegen der politischen Brüche verbot sich ein derart langer Zeitraum.
- 14 Man könnte argumentieren, dass allein schon der Besuch eines Gymnasiums einen Einfluss auf die künftige intellektuelle Entwicklung ausübte, aber da das Gymnasialcurriculum dieser Jahre mit Sicherheit keine besondere Offenheit gegenüber den Sozialwissenschaften zeigte, besteht keine Veranlassung dieser Hypothese zu folgen.
- 15 Beispielsweise wählten Ludwig Mises und Erich Voegelin 1931 als disziplinäre Selbstbeschreibung Soziologie, während Othmar Spann, Adolf Günther und Hans Kelsen sich für andere Disziplinen entschieden; Kürschner 1931.
- 16 Ausländer, die ein Studium in Österreich absolvierten, werden im Folgenden zu den Emigranten gezählt. Die Namen von 34 dieser Österreicher findet man auch im ISL verzeichnet.
- 17 Die Entscheidung darüber, wer als Österreicher und wer als Deutscher zu betrachten ist, ist im Einzelfall nicht immer eindeutig zu treffen. Im Wittebur-Sample finden sich die Namen von acht Soziologen, die im Zeitschriften-Sample als Österreicher geführt werden (Franz Borkenau, Martin Buber, Emerich Francis, Friedrich O. Hertz, Hans Kelsen, Emil Lederer, Ernest Manheim und Karl Pribram). Weiterhin finden sich 46 der von Wittebur berücksichtigten Deutschen auch im ISL-Sample.
- 18 Beispielsweise gilt das für Otto Bauer.
- 19 Dazu gehören vier Gruppen: Erstens diejenigen, die nach Meinung mancher, literarisch zu diesem Fach etwas beigetragen haben, aber sich nie als professionelle Soziologen betrachtet hätten – wozu man Otto Bauer, Hermann Broch und Elias Canetti zählen kann; zweitens jene, die nur kurze Zeit in diesem Feld tätig waren und die Soziologie freiwillig oder gezwungen verließen – hierher gehören beispielsweise Gisèle Freund, Otto Leichter, Nina Rubinstein, Elisabeth Zerner; drittens jene, die an kleineren Colleges Soziologie unterrichteten, aber kaum oder nur wenig veröffentlichten und deswegen weder durch die Zeitschriftenrecherche noch von den anderen Samples erfasst wurden: ihre Namen erfährt man eher zufällig; viertens ist natürlich die Gruppe der Privatgelehrten in jedem Fall unscharf und lädt daher geradezu zu Ausdehnungen ein.

Literatur

- Abbott, Andrew. 1999. *Department & Discipline: Chicago Sociology at One Hundred*. Chicago: Chicago University Press.
- Burke, Peter. 1988. *Die Renaissance in Italien. Sozialgeschichte einer Kultur zwischen Tradition und Erfindung*. Aus d. Engl. von Reinhard Kaiser. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag.
- Crawford, Elisabeth T. J. L. Heilbron, and Rebecca Ullrich. 1987. *The Nobel population 1901–1937 a census of the nominators and nominees for the prizes in physics and chemistry*. Berkeley: Office for History of Science and Technology, University of California.

- Edgcomb, Gabrielle Simon. 1993. *From swastika to Jim Crow refugee scholars at Black colleges*. Malabar, Fla: Krieger Pub. Co.
- Engel-Jánosi, Friedrich (1974) . . . *aber ein stolzer Bettler. Erinnerungen aus einer verlorenen Generation*. Graz: Styria.
- Hughes, Everett Cherrington. 1971. *The sociological eye selected papers*. Chicago: Aldine-Atherton.
- König, René. 1984. *Leben im Widerspruch. Versuch einer intellektuellen Autobiographie*. Frankfurt: Ullstein.
- Lepenes, Wolf. 1985. *Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft*. München: Hanser.
- Mannheim, Karl. 1964. *Wissenssoziologie Auswahl aus dem Werk*. Berlin: Luchterhand.
- Merton, Robert K. 1938. *Science, technology and society in seventeenth century England*. Bruges, Belgium, Saint Catherine Press.
- 1968. *Social theory and social structure*. New York, Free Press.
- Oakes, Guy, and Arthur J. Vidich. 1999. *Collaboration, reputation, and ethics in American academic life: Hans H. Gerth and C. Wright Mills*. Urbana, Il: University of Illinois Press.
- Rockefeller Foundation. 1951. *Directory of fellowship awards*. New York: Rockefeller Foundation.
- Rockefeller Foundation. 1972. *Directory of fellowship and scholarships 1917–1970*. New York: Rockefeller Foundation.
- Röder, Werner & Herbert A. Strauss (1980–1983) Hrsg. *Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933*. 3 Bde. München: Saur.
- Shils, Edward A. 1982. Tradition, Ecology, and Institution in the History of Sociology. *The Constitution of Society*, 275–383. Chicago: University of Chicago Press.
- Wittebur, Klemens. 1991. *Die deutsche Soziologie im Exil 1933–1945. Eine biographische Kartographie*. Münster: Lit.
- Zilsel, Edgar. 1926. *Die Entstehung des Geniebegriffes*. Tübingen: Mohr.

Tabelle 1: Deutsche und Österreicher im Vergleich

Auf je 100 deutsche kamen . . . Österreicher
Einwohner (1930er Jahre)	10
Universitäten (1930er Jahre)	13
Studenten (1930er Jahre)	15
Universitätslehrer (1930er Jahre)	30
Entlassene Professoren (1933/44 bzw. 1938)	34
Vom Emergency Committee Unterstützte (1933–1944)	20
Rockefeller Fellows (1925–1941)	40
Emigrierte NationalökonomInnen (1933–1945)	43
Bedeutende Sozialwissenschaftler (20. Jahrhundert)	77

Quellen: Bevölkerung: Brian R. Mitchell, *International historical statistics: Europe, 1750–1988*, New York: Stockton Press, 1992;

Universitäten, Studenten und Universitätslehrer: Hartmut Titze, (Hrsg.), *Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte, Bd. 1 Hochschulen, Teil 1*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1987; Irma Völlmecke, Österreichische Hochschulstatistik 1829 bis 1979, in: *Geschichte und Ergebnisse der zentralen amtlichen Statistik in Österreich 1829–1979*, (= Beiträge zur österreichischen Statistik H. 550 A).

Rockefeller Fellows: Rockefeller Archive Center (RAC) Sleepy Hollow, New York, Fellowship Cards.

Entlassene Professoren: (für Deutschland) *A Crisis in the University World*, published by the Office of the High Commissioner for Refugees (Jewish and others) coming from Germany, March 1935. (Für Österreich) Society for the Protection of Science and Learning, formerly Academic Assistance Council, *Fourth Report*, London November 1938.

Emergency Committee: Akten des Emergency Committee in Aid of Displaced German Scholars, New York Public Library, Rare Book and Manuscript Division, New York; Stephen Duggan & Betty Drury, *The rescue of science and learning, the story of the Emergency Committee in Aid of Displaced Foreign Scholars*, New York: Macmillan 1948.

Emigrierte NationalökonomInnen: Claus-Dieter Krohn & Harald Hagemann (Hrsg.), *Biographisches Handbuch der deutschsprachigen wirtschaftswissenschaftlichen Emigration nach 1933*, München: Saur 1999.

Bedeutende Sozialwissenschaftler: Neil Smelser & Paul Baltes (eds.) *International Encyclopedia of the Social & Behavioral Sciences*, Amsterdam: Elsevier 2001.

(Eigene Berechnungen)

Tabelle 2: Zahl der Soziologen in den Ausgaben des Kürschners 1926 bis 1950

Jahr	Gesamt (Soziologie als eines von mehreren Fächern genannt)	Davon Soziologie als alleinige Fachzuordnung in Prozent (abs.)
1926	56	15 (13)
1928	108	20 (16)
1931	131	21 (26)
1935	161	23 (34)
1940	53	23 (12)
1950	42	64 (27)

Tabelle 3: Verteilung der im Kürschner verzeichneten Soziologen auf Statuspositionen (Spaltenprozent)

Statusgruppen	1926		1928		1931		1935		1940		1950	
	%	n	%	n	%	n	%	n	%	n	%	n
O. Prof.s	30	17	25	27	32	42	28	44	28	15	31	13
ao. Prof.s	18	10	10	11	16	21	10	16	23	12	17	7
Dozenten	25	14	17	19	17	22	18	29	15	8	14	6
<i>Habilitierte, insg.</i>	73	41	62	57	65	85	56	89	66	35	62	26
Assistenten	0	0	1	1	1	1	2	3	6	3	7	3
Hon.-, Gast-, Emerit., i. R., u. ä. Prof.s außeruniv.	2	1	6	6	8	10	14	23	17	9	14	6
Berufe	25	14	41	45	27	35	28	45	11	6	17	7
Gesamt	100	56	100	109	100	131	100	160	100	53	100	42

Tabelle 4: Zeitschriften, die benutzt wurden, um österreichische Soziologen zu identifizieren

14 deutschsprachige Zeitschriften	22 amerikanische, englische und französische Zeitschriften
Archiv für angewandte Soziologie	American Journal of Sociology
Archiv für Rechts- und Wirtschafts- oder Sozialphilosophie	American Sociological Review
Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik	Annales. Économies, sociétés, civilisations
Ethos	British Journal of Sociology
Jahrbuch für Soziologie	Economic Development and Cultural Change
Kölner Vierteljahrshefte für Soziologie, später: Kölner Zeitschrift für Soziologie (und Sozialpsychologie)	International Journal of Opinion and Attitude Research
Soziale Welt	International Postwar Problems
Jahrbuch für Sozialwissenschaft	Human Relations
Volksspiegel	Journal of Economic History
Weltwirtschaftliches Archiv	Journal of Social Issues
Zeitschrift für Nationalökonomie	Journal of Social Philosophy. A Quarterly devoted to a philosophical synthesis of the social sciences
Zeitschrift für öffentliches Recht	Science and Society
Zeitschrift für Sozialforschung/Studies in Philosophy and Social Science	Social Compass
Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie/Sociologus	Social Forces
	Social Problems
	Social Research
	Sociometry
	Sociological Analysis (formerly: American Catholic Sociological Review)
	Sociological Review
	Sociology and Social Research (formerly: Journal of Applied Sociology)
	The Sociological Review